Georges Descœudres

Zwischen empirischer Befundaufnahme und geisteswissenschaftlicher Deutung – oder: Vom Umgang mit Wahrheit und Lüge in der Archäologie

Wahrheit und Lüge setzen die Kenntnis von Richtig und Falsch voraus. Lüge weiss um die Unwahrheit. Verharmlosend wird sie oft als Schwindeln, Tricksen oder mit einem Augenzwinkern als ‹corriger la fortune› bezeichnet, was sich vielleicht am besten mit ‹dem Glück nachhelfen› übersetzen lässt: ein Zurechtbiegen der Wahrheit um eines Vorteils willen.

Wahrheit und Lüge in der Wissenschaft? Kennt denn die Wissenschaft – in unserem Fall die Archäologie – ‹die Wahrheit›? Kennt sie die Unwahrheit? Im Folgenden werden einige archäologische Untersuchungen im Hinblick auf Fragen nach Wahrheit und Lüge aus der Perspektive eines Archäologen des Mittelalters und der Neuzeit reflektiert.

Von der Beugung und dem Verschwinden der Wahrheit

Die Archäologie, gleich ob sie sich mit prähistorischen oder historischen Befunden befasst, ist eine historische Wissenschaft.[1] Die Basis dieser Geschichtsschreibung sind Sachquellen: materielle Objekte.

1 Werner E. Stöckli: Urgeschichte der Schweiz im Überblick. Die Konstruktion einer Urgeschichte, Basel 2016.

Objekte lügen nicht. Lügen aber kann sehr wohl die Bedeutung, die einem Objekt zugeschrieben wird. So beispielsweise in zwei Geschichten aus der frühen Neuzeit, die einen Widerspruch zwischen dem archäologischen Befund und einem inschriftlich bekundeten Anspruch der Objekte aufzeigen.

Michael Mageran (1575–1638), Handelsherr und Gegenspieler des bekannten Salz-Barons Kaspar Stockalper aus Brig, richtete sich im Walliser Städtchen Leuk ein repräsentatives Stadtpalais ein. In dessen Piano nobile weist der Trägerbalken der Holzdecke folgende zweisprachige Inschrift auf: «D[ominus]•MICHAEL•MAGERAN •LEUCAE•BURGEN[sis]•ME•FUNDITUS•EXTRUI•CURAVIT• ANNO•1611•PRIMA•DIE•MAII. Ann Gottes Segen ist alles glaegen». Es ist das Haus, das hier spricht: «Herr Michael Mageran, Bürger von Leuk, liess mich am 1. Mai des Jahres 1611 von Grund auf erbauen …».[2] Abgesehen davon, dass dieses Haus nicht an einem Tag hatte erbaut werden können, stellte eine bauarchäologische Untersuchung fest, dass die Aussage «liess mich von Grund auf erbauen» keineswegs zutrifft. Vielmehr wurden Teile eines älteren Stadthauses wiederverwendet, die bis ins zweite Obergeschoss hinaufreichten.[3]

In dem zur zürcherischen Gemeinde Wädenswil gehörenden Weiler Herrlisberg stand bis in die 1990er Jahre ein stattlicher Blockbau, der zu den grössten seiner Art gehörte.[4] Die an der Hauptfassade vorstehende Firstpfette, das heisst der Trägerbalken des Dachfirstes, wies eine Konsole mit der Datumsinschrift «1522» auf. Bei einem geplanten Umbau standen denkmalpflegerische Auflagen in Aussicht,

2 Georg Carlen u.a.: Kunsthistorisches Inventar der Stadt Leuk, in: Vallesia 30 (1975) 81–158, Inv.-Nr. 30.

3 Georges Descœudres, Jachen Sarott: Materialien zur Pfarrei- und Siedlungsgeschichte von Leuk. Drei archäologische Untersuchungen: Pfarrkirche St. Stephan, ehemalige Peterskirche und Mageranhaus, in: Vallesia 39 (1984) 139–238, hier 231–233.

4 Georges Descœudres: Auf Biegen und Brechen. Physikalische Grenzen des Blockbaus, in: Adriano Boschetti-Maradi u.a. (Hg.): Form, Zeit und Raum. Grundlagen für eine Geschichte aus dem Boden. Festschrift für Werner E. Stöckli zu seinem 65. Geburtstag, Basel 2012, 255–264.

doch brannte das Haus an einem Samstag im Juni 1993 ab[5] und wurde durch einen Neubau ersetzt. Zuvor hatte eine bauarchäologische Untersuchung in Verbindung mit einer dendrochronologischen Analyse ergeben, dass die beim Hausbau verwendeten Hölzer im Winterhalbjahr 1532/33 – ein Balken sogar erst im Winter 1533/34 – geschlagen worden waren. Das Haus konnte demnach frühestens 1534 fertiggestellt worden sein. Weshalb dann die Datumsinschrift «1522»?[6]

Gelogen – gefälscht – gemogelt? Man muss sich die Fälle näher ansehen, um die Hintergründe zu verstehen. Dabei wird man sich auf ein heuristisches Herantasten einlassen müssen.

Michael Mageran liess sich ein Stadtpalais bauen – der 1. Mai 1611 dürfte der Tag der Inauguration gewesen sein –, das seiner Rivalität zum übergrossen Kaspar Stockalper einigermassen gerecht wurde; dieser wird später mit dem grandiosen Stockalperschloss in Brig ‹antworten›. Dass Mageran sein Haus «von Grund auf» erbauen liess, wie die Inschrift vorgibt, widerspiegelt seinen Anspruch, etwas Eigenständiges geschaffen zu haben. Es geht letztlich um das Verständnis der Passage ME FUNDITUS EXTRUI CURAVIT. Die mehrdeutige Formulierung ist offensichtlich nicht baulich zu deuten (von Grund auf neu erbaut), wie man zuerst meinen möchte, sondern metaphorisch im Sinne von ‹grundlegend neugestaltet›.

Im Falle des Hauses auf dem Herrlisberg liegen die Dinge komplizierter. Die Wurzeln des Hofes lassen sich in den Schriftquellen bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Das untersuchte Haus war demnach nicht das erste an dieser Stelle gewesen. Nach einer Besitzteilung hat man im Jahr 1532 in der Nachbarschaft den sogenannten Furthof erbaut. Dieser war demnach – wie wir wissen – zwei Jahre vor dem Bau des untersuchten Hauses errichtet worden, bei dem es sich mutmasslich um den Neubau des Stammhauses des alten Hofes gehandelt hatte. Um die Anciennität des Stammhauses

5 Thomas Meier: Wädenswil, Herrlisberg, untere Bergstrasse. Ehem. Bauernwohnhaus Vers.-Nrn. 1234/1236, in: Zürcher Denkmalpflege, 13. Bericht 1991–1994, Zürich, Egg 1998, 366–369.

6 G. Descœudres: Auf Biegen und Brechen, 262.

manifest zu machen – so die Mutmassung –, hat man zum Trick einer Vordatierung gegriffen. Eine Lüge? Zweifellos, denn die Erbauer wussten um die Unwahrheit. Den Hausbesitzern war offenbar an der Feststellung der – historisch durchaus zutreffenden – Anciennität gegenüber dem jüngeren Furthof gelegen. Sowohl beim Mageranhaus in Leuk als auch beim Hof auf dem Herrlisberg dürfte der Antrieb zur Beugung der Wahrheit also in einem Prestigedenken gelegen haben.

Objekte lügen nicht – sehr wohl aber die Inschriften, die diesen Häusern absichtsvoll als Selbstdeklaration aufgeprägt wurden. Dass deren Aussage die Wahrheit beugt, wussten zur Bauzeit wahrscheinlich nur wenige: die Hausbesitzer, die Handwerker, welche die Inschrift anbrachten, und vielleicht einige Nachbarn. Mit den nachfolgenden Generationen ging dieses Wissen verloren. Die Faktizität der Inschriften setzte sich durch. Nun haben Archäologen die Unwahrheit dieser Inschriften aufgedeckt. Und wie die Wahrheit nach Anbringung der Inschriften, so wird auch das Wissen der Archäologen rasch in Vergessenheit geraten, das zwar irgendwo ‹eingeschrieben› ist: gespeichert und versteckt in einigen Bibliotheken und Datenbanken. Auch diesmal waren es nur wenige, die ‹die Wahrheit› überhaupt zur Kenntnis genommen haben. Wer liest schon archäologische Publikationen? Im Falle von Herrlisberg ist das Haus und mit ihm die Inschrift ohnehin verschwunden.

Die kleine Lüge: Imponiergehabe

Auch Täuschen ist eine Form der Lüge – einer legitimen Lüge? Beispiel dafür ist ein öffentliches Gebäude: das St.-Johanns-Stadttor in Basel. Nach dem schweren Erdbeben von 1356, das grosse Teile der Stadt Basel verwüstet hatte, legte die Stadt eine neue, wesentlich umfangreichere Befestigung als bisher an, zu welcher neben dem bekannteren Spalentor auch das Tor in der St.-Johanns-Vorstadt gehörte. Der massive Steinbau war anfänglich mit damals verbreiteten, feldseitig vorkragenden Holzaufbauten versehen worden.

Nun muss man wissen, dass die neue Basler Stadtbefestigung zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt errichtet wurde. Nur ein bis zwei Generationen später wurde der feldmässige Einsatz von Feuerwaffen gebräuchlich, was die nach mittelalterlichem Muster erbaute Stadtbefestigung weitgehend unbrauchbar machte. Einem Beschuss durch Kanonen hätte sie kaum standgehalten. Was im historischen Rückblick evident erscheint, brauchte längere Zeit, um sich als Einsicht oder gar als Erfahrung durchzusetzen. Erst zweihundert Jahre später, um 1582, errichtete man beim St.-Johanns-Tor anstelle der hölzernen Aufbauten eine Zinnenbekrönung aus Stein.[7] Bloss: die Zinnenbekrönung des St.-Johanns-Tors, eigentlich zum Schutz der verteidigenden Schützen gedacht, war militärisch unbrauchbar. Statt einer Plattform, auf der sich die Verteidiger hinter den Zinnen bewegen konnten, hatte man im Innern des Turmkörpers ein schräg abfallendes Pultdach installiert, das von aussen allerdings nicht einsehbar war. Die imposante Zinnenbekrönung war also nichts als Imponiergehabe, das offenbar sowohl ins Stadtinnere – zur Beruhigung der Bevölkerung – als auch auf einen angreifenden Feind wirken sollte.

Doppelte Wahrheit – oder: Je genauer, desto wahrer?

Der im 13. Jahrhundert erfolgte Bau der Predigerkirche – der Kirche des Dominikanerklosters – in Bern erzählt eine Geschichte von doppelter Wahrheit. Zum besseren Verständnis muss man wissen, dass im Mittelalter und bis weit in die Neuzeit hinein jede Stadt ihr eigenes Längenmass (Fussmass), Hohlmass (Getreidemass) und ihre eigenen Münzwerte hatte, welche erst zur Zeit der Nationenbildung vereinheitlicht wurden. Das städtische Längenmass war für Gewerbetreibende wie beispielsweise für die Tuchhändler

7 Georges Descœudres, Alfred Wyss, mit einem Beitrag von Rolf d'Aujourd'hui: Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen am St.-Johann-Tor in Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 85 (1985) 323–330.

verbindlich. Man hat vielfach an öffentlichen Plätzen – in Bern im Durchgang des Zeitglockenturms (noch heute sichtbar) – Messstrecken als Muster zur Eichung des eigenen Zollstocks angebracht. Ungewöhnlich ist allerdings der Umstand, dass auf einem Bauplatz in der Stadt eine Messstrecke angebracht wurde, die ein anderes als das lokal gültige Fussmass anzeigte. Die in Brusthöhe angebrachte Messstrecke war sorgfältig in eine Wand der Kirche eingemeisselt und zur deutlichen Kennzeichnung rot eingefärbt worden. Sie zeigt bis heute in einer Aneinanderreihung mehrerer Fussmasse von jeweils 30.0 cm ±1 mm Länge, die bei der Abmessung der Predigerkirche und ihrer Bauteile nachweislich zur Anwendung kamen.[8]

Wozu dieser Aufwand? Die Predigerkirche war bei ihrer Entstehung das grösste Bauwerk in der Stadt Bern gewesen. Der mutmasslicher Baumeister Humbertus war ein Predigerbruder aus Savoyen, und auch die Bauleute, zu denen neben Steinmetzen und Maurern auch Zimmerleute gehörten, dürften überregional rekrutiert worden sein, so dass ein für alle Handwerker verbindliches Längenmass erforderlich war. Das Ungewöhnliche an dieser Messstrecke ist, dass ihr Fussmass vom Berner Lokalmass abwich, und auch: dass sie erhalten blieb. Die aufwändige und sorgfältige Anbringung des Massstabes in der Predigerkirche war offensichtlich von Anfang an auf Dauer angelegt. Er war aber einzig für das Predigerkloster verbindlich – wahrscheinlich allein für den Bau sowie für künftige Reparaturen an Kirche und Kloster bestimmt –, denn Aussenstehende hatten aufgrund von Klausurvorschriften keinen Zutritt.

Dazu eine erhellende Anekdote: Eines Tages während der archäologischen Arbeiten erschienen Mitarbeiter des Eidgenössischen Instituts für Metrologie, der obersten Schweizer Behörde für Mass und Gewicht, mit einem umfangreichen Instrumentarium, um die Messstrecke auf den Hundertstelmillimeter genau einmessen zu können. Sie waren von einem Professor für Architekturgeschichte der

8 Georges Descœudres, Kathrin Utz Tremp: Bern, Französische Kirche. Ehemaliges Predigerkloster. Archäologische und historische Untersuchungen 1988–1990 zu Kirche und ehemaligen Konventgebäuden, Bern 1993, 67–69.

Universität Bern beauftragt worden, dem an höchster Präzision gelegen war. Aufgrund verschiedener Gegebenheiten – unter anderem einer hohen Luftfeuchtigkeit – war schliesslich nur eine Messung auf weniger als einen Zehntelmillimeter Genauigkeit möglich, was bedeutete, dass korrekterweise auf den Millimeter gerundet werden musste.

Je genauer, desto wahrhaftiger, war hier offensichtlich die Devise gewesen. Dabei war ausser Acht gelassen worden, dass die Messstrecke mit einem groben Meissel angelegt worden war, der nur annähernd millimetergenau geführt werden konnte – deshalb die Abweichungen von ±1 mm bei der Anbringung der Fussmasse. Eine Einmessung auf den Hundertstelmillimeter machte in diesem Fall keinen Sinn.

Die Wahrheit hat ihren Preis

Grundlage der archäologischen Forschung ist eine ‹objektive› Befundaufnahme. Was ist objektiv? Heute gelten als Standard neben einem Grabungstagebuch eine genaue Beschreibung der Befunde gestützt durch Fotografien und Zeichnungen, wobei sich mehr und mehr digitale Methoden durchsetzen.[9] Wozu Zeichnungen?, wird man oft gefragt. Eine Zeichnung ist wie die Beschreibung bereits eine Deutung. Doch auch eine Fotografie, so haben wir gelernt, ist alles andere als objektiv; sie kann durch die Beleuchtung oder den Blickwinkel in der Aussage verändert werden. Man muss die Dinge benennen, wenn man sie verstehen will. Interpretation ist der Objektivität nicht a priori abträglich, zumal sie im Zweifelsfall eher Widerspruch erweckt als ein nichtssagender, bedeutungsfreier, ‹objektiver› Tatbestand. Zudem kann eine Zeichnung, was ein Foto nicht kann: zum Beispiel Längs- oder Querschnitte von Architektur oder eines Fundgegenstandes darstellen. Oft hilft eine Vergrösserung oder die Weglassung von Details bei einer Zeichnung, einen Befund besser verständlich und lesbar zu machen. Hervorhebung

9 Christof Blaser, Urs Dardel: Eine digitale Handzeichnung?, in: Archaeo Suisse (2024/4) 20–22.

oder Unterschlagung – Lüge? – als didaktische Hilfsmittel. Wissenschaftliche Zeichnungen kommen nicht nur in der Archäologie, sondern auch in der Botanik und in medizinischen Lehrbüchern zur Anwendung.

Die grundlegende archäologische Vorgehensweise ist das schichtweise Freilegen des zu untersuchenden Objektes, was zwangsläufig in chronologisch umgekehrter Abfolge zur Entstehung verläuft: vom Jüngsten zum Ältesten. Dies bedeutet, dass der Archäologe oder die Archäologin nie die Gesamtheit des untersuchten Objektes überblicken kann. Umso wichtiger, dass die Befunddarstellung umfassend und nachvollziehbar ist. Das heisst aber auch: Eine archäologische Untersuchung ist unwiederholbar. Es sind lediglich die Funde, die bei geeigneter Konservierung immer wieder neu untersucht werden können.[10]

Ausgraben ist ein Vortasten ins Unbekannte. Gerade auch hierzu braucht es eine Deutung – eine Arbeitshypothese, die durch Sachkenntnis und Erfahrung gestützt ist. Eine Arbeitshypothese ist so lange gültig, bis es Widersprüche gibt, welche die These nicht länger haltbar erscheinen lassen. Archäologie ist Teamarbeit und verlangt nach ständiger Diskussion. Auch Aussenstehende, Experten oder Kolleginnen auf Besuch, werden gerne miteinbezogen, um Arbeitshypothesen zu überprüfen.

Soweit die naturwissenschaftlich-empirische Feldarbeit. Die Auswertung der Untersuchung, zu der auch die Bestimmung der Funde gehört, ist ein heuristisch-geisteswissenschaftliches Vorgehen, das sich stark auf Analogien stützt. Funde sind nicht nur für das sachliche Verständnis des untersuchten Komplexes, sondern auch für dessen zeitliche Einordnung wichtig, da Funde in der Regel einfacher als bauliche Strukturen datiert werden können.[11]

10 Caty Schucany: Der Traum von Vollständigkeit, Objektivität und hundertprozentiger Sicherheit, oder: Eine Wissenschaft tut sich schwer, in: Archäologie der Schweiz 20/3 (1997) 133–134.

11 Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, Stuttgart, Weimar 2014.

Die Wahrheit wird immer teurer. Neuere naturwissenschaftlich-technische Untersuchungsmethoden, für die in der Regel spezialisierte Fachleute beigezogen werden müssen, helfen mit oft kostenaufwändigen Verfahren, die archäologischen Erkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Bei Gräbern mit Skeletten werden Anthropologinnen beigezogen, welche die Überreste nach Geschlecht, Sterbealter, Lebensweise und Pathologien untersuchen. Ähnliche Fragestellungen liegen auch der Bestimmung von Tierknochen und Pflanzenresten durch Paläozoologen und -biologinnen zugrunde, die vor allem in der statistischen Auswertung aussagekräftig ist. Richtig teuer wird die Angelegenheit, wenn DNA-Analysen etwa zur Klärung verwandtschaftlicher Beziehungen erforderlich sind. Neben der bereits erwähnten dendrochronologischen Altersbestimmung von Hölzern gibt es die technisch aufwändige, auf dem natürlichen Zerfall des ^{14}C-Atoms basierende Radiokarbondatierung von organischem Material, um nur einige der gängigsten Methoden aufzuzählen. Doch bei aller naturwissenschaftlichen Unterstützung: die Anthropologin bestimmt das Knochenmaterial, der Dendrologe datiert Hölzer – die abschliessend historische Deutung der Befunde liegt jedoch beim Archäologen.

Mit der Fundauswertung sind vielfach spezialisierte Archäologinnen und Archäologen befasst, etwa bei verschiedenen Arten der Keramik wie Koch- und Tafelgeschirr, Bau- und Ofenkeramik, bei der Bestimmung von Fundmünzen oder bei der Analyse von Textilien, um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Archäologie selbst ist multidisziplinär. Neben einem fundierten historischen und kunstgeschichtlichen Wissen sind umfassende Sach- und Materialkenntnisse zur Bestimmung der Fundgegenstände notwendig. Gefragt sind Grundkenntnisse der Geologie, von der die Archäologie das stratigraphische Deutungskonzept der historisch gewachsenen Schichtabfolge übernommen hat, ferner Kenntnisse der Klimageschichte, der land- und forstwirtschaftlichen Techniken, der Baumaterialien und Bautechniken und weiterer einschlägiger Bereiche.

Soweit sich die Untersuchung im historischen Zeitspektrum – Altertum, Mittelalter, Neuzeit – bewegt, wird man bei der Auswertung

des archäologischen Befundes nach Möglichkeit auch Schriftquellen beiziehen. Doch diese sind, wie die oben erwähnten Inschriften zeigen, nicht ‹objektiv›; sie verfolgen immer bestimmte Interessen, die es durch Quellenkritik offenzulegen gilt. Zu erwähnen sind hier auch legendarische Überlieferungen. Ihre Funktion ist eine vorwissenschaftliche Erklärung ansonsten unverständlicher Gegebenheiten. Häufig werden dabei vorgeprägte Erklärungsmuster, sogenannte Topoi, herangezogen, wobei sich zeitlich unterschiedliche Überlieferungsstränge überschneiden können.

Erst eine widerspruchsfreie Schlusshypothese wird zum Narrativ der Archäologie, das publiziert werden kann. So viele spezialisierte Fachleute auch beigezogen wurden, das Resultat bleibt, wie die Funde und Befunde selbst, stets fragmentarisch. Es ist nur ein Ausschnitt aus der historischen Wirklichkeit.

Die Frage nach dem Gold – oder: Unangemessene Erwartungen an die Archäologie

Lügen Archäologen? Absichtsvolle Fälschungen sind kaum bekannt, sehr wohl aber Schludrigkeiten, sei es bei der Feldarbeit oder bei der Auswertung – begangen von Kolleginnen und Kollegen, die mehr auf die Quantität als auf die Qualität ihres Outputs bedacht sind,[12] oder die bei der Feldarbeit unter enormem Zeitdruck standen, der etwa der Ungeduld der Bauherren geschuldet war.

Eine andere Geschichte sind Fälschungen von wertvollen Funden für den Antiquitätenmarkt sowie Raubgrabungen und – hierzulande leider nicht selten – heimliche amateurarchäologische Erkundung mit Metalldetektoren. Klandestin beschaffte Objekte sind zwar echt, da sie aber dem historischen Kontext entrissen sind, ist ihr wissenschaftlicher Erkenntniswert allerdings massiv eingeschränkt. Die Existenz eines Antiquitätenmarktes deckt dabei Wurzeln der Archäologie auf,

12 Ulrich Ruoff: Von der Komplexität der Informationen und von den verständlichen Signalen, in: Archäologie der Schweiz 19/3 (1996) 130–131.

welche Fachleute oft gerne verdrängen: Schatzgräberei und Sammelwut. Für viele Laien bedeutet aber auch seriöse, wissenschaftliche Archäologie immer noch Schatzsuche. «Habt ihr schon Gold gefunden?», ist eine gängige Frage, die an Archäologinnen und Archäologen bei der Feldarbeit gerichtet wird. Das Wörtchen ‹schon› ist verräterisch, denn es setzt nicht die Präzisierung oder Vermehrung historischen Wissens, sondern ‹Gold› als selbstverständliche Zielsetzung voraus. Die Archäologie pflegt heute eine verfeinerte Form der Schatzgräberei: die Suche nach neuen Erkenntnissen.

Irrtum und Ignoranz

Natürlich gibt es Irrtümer. Diese beruhen vielfach auf falschen Grundannahmen. Ein bekannter Fall in der schweizerischen Mittelalterarchäologie ist der sogenannte Berner Kellerplan. Ein Städtebauhistoriker schickte seine Architekturstudierenden los, um die Kellergeschosse der Berner Altstadthäuser zu vermessen und aufzuzeichnen. Ein weiterer Fokus galt der Einteilung der Bauparzellen, die in den Zähringerstädten, zu denen Bern gehört, wissenschaftsgeschichtlich umstritten war.[13] Damit sollte die bauhistorische Entwicklung der Berner Altstadt gewissermassen sichtbar gemacht werden. Man ging davon aus, mit den Kellergeschossen die älteste Bausubstanz der Häuser, die in den oberen Geschossen vielfach verändert worden war, erfasst zu haben. Dies widerspricht allerdings der archäologischen Erkenntnis, dass die Berner Altstadthäuser im Mittelalter kaum unterkellert, jedoch vielfach nachträglich unterfangen worden waren.[14] Für eine sichere Bestimmung müsste jedes

13 Gemeint sind Städte wie Freiburg im Breisgau, Freiburg im Üechtland, Bern, Burgdorf und andere, die von den Herzögen von Zähringen gegründet wurden, von denen man annahm, dass sie nach einem bestimmten Raster der Bauparzellen errichtet worden seien, was inzwischen widerlegt ist.

14 Peter Eggenberger, Werner Stöckli: Rezension von Paul Hofer u.a.: Der Kellerplan der Berner Altstadt (1982), in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 40 (1983) 151–152.

einzelne Haus bauarchäologisch untersucht werden, wovon wir weit entfernt sind. Die Grundthese der Arbeit fiel damit in sich zusammen.

Ignoranz ist eine andere Form des Verfehlens von Wahrheit. Ein berühmtes Beispiel in der klassischen Archäologie ist die Entdeckung, dass antike Architektur farbig bemalt war, wo man sich in der ‹edlen Schlichtheit› des weissen Marmors doch ideologisch wohlig eingerichtet hatte. Man hätte nur genau hinschauen müssen oder es unterlassen sollen, ‹störende› Farbreste von den Steinen zu entfernen.

Sachquellen versus Schriftquellen: unterschiedliche Wahrheiten?

Die Faktizität der Sachquellen wird gelegentlich gegen die fälschungsanfälligen Schriftquellen ausgespielt. Damit wird der Wahrheit nicht immer Genüge getan, denn, wie an einem Beispiel aus Winterthur gezeigt wurde,[15] können archäologische Erkenntnisse und die schriftliche Hinterlassenschaft ein und derselben Sache durchaus unterschiedliche Wahrheiten widerspiegeln.

Die Archäologin Lotti Frascoli untersuchte im Hinterhof eines Winterthurer Altstadthauses eine Latrinengrube.[16] Die olfaktorisch nicht immer angenehme Untersuchung von Latrinengruben ist deshalb von Interesse, weil Latrinen zur Entsorgung von unbrauchbar gewordenen oder nicht weiter verwertbaren Haushaltsgegenständen verwendet wurden, da eine Müllabfuhr in vormoderner Zeit unbekannt war. Ein Grossteil der Fundgegenstände bestand im vorliegenden Fall aus zerbrochener Gefässkeramik, aus Küchen- und Tafelgeschirr, das einem damaligen Brauch folgend vereinzelt mit

15 Georges Descœudres: Archäologie und Geschichte. Unterschiedliche Überlieferung – unterschiedliche Wirklichkeit, in: Armand Baeriswyl, Georges Descœudres, Martina Stercken, Dölf Wild (Hg.): Die mittelalterliche Stadt erforschen – Archäologie und Geschichte im Dialog. Beiträge zur Tagung «Geschichte und Archäologie: disziplinäre Interferenzen» vom 7. bis 9. Februar 2008 in Zürich, Basel 2009, 53–59.

16 Lotti Frascoli: Handwerker- und Kaufmannshaushalte im frühneuzeitlichen Winterthur. Untersuchungen zu vier Liegenschaften in der Altstadt, Zürich, Egg 1997, 46–71.

dem Monogramm der Besitzer gekennzeichnet war, sowie aus Trinkgläsern, Glasflaschen und Tonpfeifen. Aufgrund der Qualität der Funde datierte die Archäologin den Latrineninhalt ins letzte Viertel des 17. Jahrhunderts und stufte den zugehörigen Haushalt als ‹nicht unvermögend› ein.

Nach der Auswertung der archäologischen Untersuchung wurden historische Recherchen angestellt. Dabei konnten die damaligen Bewohner des fraglichen Hauses als Angehörige des Hausstandes eines Hans Rudolf Sulzer identifiziert werden, was sich mit Monogrammen der aufgefundenen Keramikfragmente deckte. Damit war jedoch die Übereinstimmung von Archäologie und schriftlicher Überlieferung bereits weitgehend erschöpft. Hans Rudolf Sulzer (1657–1726) war ein wohlhabender Tuchhändler und Hausvorstand einer zehnköpfigen Familie, zu der auch seine Mutter und ein Bruder mit eigener Familie gehörten. Im Nachlassinventar Sulzers wurden im Hinblick auf eine Teilung die zum Haushalt gehörigen Gegenstände aufgelistet. Damit stellte sich dem aus der Latrine geborgenen Abfall die Liste der im Nachlassinventar aufgeführten Gegenstände entgegen. Der Abgleich zeigte, dass keine der im Abfall angetroffenen Fundkategorien – Geschirr, Gläser Flaschen, Tonpfeifen – sich im Nachlassverzeichnis fand. Ein einziger Bezug war mit einer silbernen Tabakdose des Inventars gegeben, der Fragmente von Tonpfeifen aus der Latrine zur Seite gestellt werden konnten.[17] Beide wiesen auf mindestens einen Raucher im Haushalt hin. Die aus der Neuen Welt importierte Gewohnheit des Tabakrauchens wurde im Dreissigjährigen Krieg bei uns durch Söldner verbreitet und anfänglich besonders in ‹besseren Kreisen› gepflegt. Die Archäologin hatte mit ihrer sozialen Einschätzung des Fundmaterials als zu einem ‹nicht unvermögenden› Haushalt gehörend, die Sache gut getroffen. Hätte sie jedoch den Haushalt allein aufgrund des Latrineninhalts näher bestimmen müssen, wäre dies zwangsläufig zu einer gehörigen Fehleinschätzung geworden.

17 Tabakpfeifen – inzwischen ein eigenes Forschungsfeld der Neuzeitarchäologie – waren vom 17. bis ins 19. Jahrhundert langstielige, wenig voluminöse Pfeifen, die aus speziellen, meist hellen Tonen hergestellt wurden.

Das Beispiel zeigt, dass die Wirklichkeiten von Sach- und Schriftquellen verschieden sein können. Dies ist sowohl durch eine unterschiedliche Selektion als auch durch unterschiedliche postdepositale Prozesse bedingt. Die Selektion zum Entsorgen von Gegenständen ist eine andere als die Auswahl für eine Nachlassliste, die, wie die archäologische Untersuchung zeigte, keineswegs vollständig sein muss. Wertvolle Gegenstände wie eine silberne Tabakdose werden, auch wenn sie nicht länger gebraucht werden, nicht entsorgt. Umgekehrt fanden Gegenstände des täglichen Gebrauchs wie Geschirr und Textilien keine Aufnahme in die Liste. Ebenso unterscheiden sich die postdepositalen Prozesse in der Latrine – wo beispielsweise Textilabfälle gänzlich fehlen oder bereits zersetzt wurden – von jenen in den Archiven, in denen Schriftstücke zwar aufbewahrt werden und durch Nachlässigkeit oder Brände gefährdet sind. Man kommt der Wahrheit am nächsten, wenn man sowohl über materielle als auch über schriftliche Quellen zur selben Sache verfügt – doch umfassend und vollständig sind sie auch in der Summe nicht.

Entzauberte Legenden, die weiterleben

So wie die Archäologie Unwahres aufdeckt, so entzaubert sie gelegentlich auch liebgewonnene Legenden. Eine davon betrifft den heiligen Meinrad († 861). Dieser fasste eines Tages den Entschluss, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Bevor er sich im Finstern Wald niederliess – dort, wo später das Kloster Einsiedeln errichtet wurde –, machte er auf dem Etzel Station, wo er einige Jahre als Einsiedler lebte. Lange nach seinem Tod liess das Kloster Einsiedeln zu seinem Gedenken eine Kapelle an jener Stelle auf dem Etzel errichten, wo der Legende nach seine Zelle gestanden haben soll.

Im Inneren der Kapelle, die in leicht erhöhter Lage neben dem Pilgerhaus auf der Etzelpasshöhe steht, wurden 2010 im Zuge der jüngsten Restaurierung archäologische Ausgrabungen durchgeführt. Dabei traten jedoch keinerlei Spuren einer einstigen Einsiedlerzelle

zu Tage.[18] Wenn man sich die Situation der zugigen Krete auf dem Etzelpass unvoreingenommen vergegenwärtigt, verwundert es nicht, dass Meinrad seine Zelle nicht an dieser witterungsexponierten Lage erbaut hatte. Die weitherum sichtbare Kapelle hat jedoch eine Signalwirkung für Pilger, die vom Zürichsee über den Etzelpass zum Marienheiligtum in Einsiedeln unterwegs sind. Und man mache sich keine Illusionen: Die schöne Legende von der Meinradszelle an dieser Stelle wird unter den Pilgern weiterleben.

Palimpsest oder korrigierte Wahrheit

Das Narrativ der Archäologie schafft Wahrheit. Eine in den Gemarkungen der Zuger Gemeinde Hünenberg liegende Burgruine wird in der älteren Geschichtsschreibung als Sitz des Ritters Heinrich von Hünenberg angegeben. Dieser hatte gemäss der Legende im Vorfeld der 1315 sich abzeichnenden Schlacht den warnenden Pfeil – Hütet euch am Morgarten! – abgeschossen, was seine Burg «zu einem wichtigen Denkmal der schweizerischen Geschichtstradition» machte.[19] So verwundert es nicht, dass die Ruine 1944/45 im Zuge der geistigen Landesverteidigung unter tatkräftiger Mitarbeit des Chamer Turnvereins in Feierabendarbeit ausgegraben wurde. Initiant und Leiter der Untersuchungen war der historisch interessierte Landwirt und Kantonsrichter Emil Villiger (1904–1981), der sich die Unterstützung und Begutachtung archäologischer Fachleute sichern konnte.[20] Wie Fotos und auch der Schichtverlauf zeigten, hat man – wie bei Amateuren verbreitet – mehrheitlich entlang der Mauern gegraben, wodurch wichtige stratigraphische Aufschlüsse zerstört

18 Guido Faccani: Einsiedeln, Kapelle St. Meinrad, Etzel – Grabungsbericht, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 104 (2012) 212–214.

19 Gabi Meier Mohamed: Burgruine Hünenberg im Kanton Zug. Archäologie, Geschichte und vom «Geräusch rollender Steine», Basel 2020, 410.

20 Emil Villiger: Bericht über die Ausgrabungen der Burgruine Hünenberg, in: Zuger Neujahrsblatt 1947, 68–69.

wurden. Die Schlussfolgerungen dieser Ausgrabungen und die teils pompösen zeichnerischen Rekonstruktionen vermochten mit der Burgenkunde vertraute Archäologinnen und Archäologen nicht zu überzeugen.

Der Lehrstuhl für Mittelalterarchäologie an der Universität Zürich führte in Zusammenarbeit mit der zuständigen Kantonsarchäologie zwischen 2005 und 2010 mit wechselnd zusammengesetzten Gruppen von Studierenden eine Ergänzung der Dokumentation der Überreste sowie Nachgrabungen auf der Burg durch. Dabei zeigte sich beispielsweise, dass die Untersuchungen der 1940er Jahre nicht bis zum gewachsenen, anthropogen unberührten Boden vorangetrieben worden waren. Die Nachuntersuchungen, deren Erkenntniswert in der Archäologie zunächst stark bezweifelt wurde, führten dank verfeinerter Methoden zu zahlreichen neuen Ergebnissen, die sich deutlich von den früheren unterschieden und deren angemessene Darstellung eine 500-seitige Monografie erforderte.[21] Es ist nicht übertrieben festzustellen, dass eine ‹neue Burg› entstanden ist – ein neues Narrativ. Dies erinnert an das in der Mediävistik Palimpsest genannte Phänomen: ein Pergament, dessen Text abgeschabt und dann mit einer neuen Geschichte überschrieben wurde.

Wir leben mit der Unwahrheit – und wissen es oftmals nicht. Doch: was ist ‹die Wahrheit›? Worauf ist sicherer Verlass? Wie die Geschichten hier zeigen, schafft die Archäologie Narrative und überschreibt sie wieder. Wahrheit ist vorläufig. Und umgekehrt: Lügen sind relativ. Wenn man die Motive dazu kennt oder erahnen kann, werden Unwahrheiten oft verständlich, manchmal vielleicht sogar verzeihlich. Der weitere Gang der Forschung – so ist zu hoffen – wird eines Tages die Wahrheit zurechtrücken. Irgendwie beunruhigend ist es allerdings schon, dass die sich auf Texte stützende Geschichtsforschung und die objektbasierte Archäologie bei ihrem Blick auf ein und dieselbe Sache unterschiedliche Wirklichkeiten wahrnehmen. Was das Beispiel jedoch lehrt: Historische Wahrheit bleibt auch in der Summe der Erkenntnis fragmentarisch – aber heisst das unwahr?

21 G. Meier Mohamed: Burgruine Hünenberg im Kanton Zug.

conexus 8/1 (2025) 37–53

© 2025 Georges Descœudres. Dieser Beitrag darf im Rahmen der Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 – Creative Commons: Namensnennung/nicht kommerziell/keine Bearbeitungen – weiterverbreitet werden.

https://doi.org/10.24445/conexus.2025.08.004

Prof. em. Dr. Georges Descœudres, Universität Zürich, Kunsthistorisches Institut, Rämistrasse 73, 8006 Zürich
georges.descoeudres@uzh.ch